

»Passion des Sohnes«

Kindliches Selbstkonzept und patriarchalische Dominanz in Hermann Hesses Erzählung »Kinderseele«

Nach Christine Kanz markiert der Beginn des 20. Jahrhunderts in der Literatur eine Zäsur in der Darstellung der Familie: Während, so Kanz, sie noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts vornehmlich als »Ort zweckfreier Liebe und familiärer Identität«¹ stilisiert worden sei, zeige sich in den Texten des beginnenden 20. Jahrhunderts zunehmend die Krisenanfälligkeit familiärer Beziehungen, wobei Kanz insbesondere die »Identitätskrise des [...] männlich konnotierten Subjekts«² betont. Die Kennzeichen dieser Krise fasst sie mit der Infragestellung alter Werte und Institutionen zusammen, die sich auf familiärer Ebene in zunehmendem Maße in der Auseinandersetzung zwischen Vätern und Söhnen widerspiegeln.³ Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn implizit auch als Kampf um konkurrierende Konzepte von »Männlichkeit« verstanden werden kann.⁴ Der Allmacht des Vaters als überlegene Versorger-Figur wird wiederholt die Ohnmacht des Sohnes gegenübergestellt, wodurch der Vater nach Kanz den Status einer »universellen Metapher sozialer Machtverhältnisse«⁵ erlangt. Aus der Perspektive der Söhne führt die Gewissheit der Ohnmacht zu zwei vermeintlich gegensätzlichen Reaktionen: Zum einen zu Fluchtmechanismen, um dem Konflikt mit einer als übermächtig erlebten Vater-Figur aus dem Wege zu gehen, und zum anderen zu einer nachhaltigen Reflexion der eigenen Identität, die schließlich in eine unterschiedlich stark ausgeprägte Konfliktbereitschaft gegen den Vater mündet. Dabei treten zwei Vorstellungen zueinander in Konkurrenz: Erstens, wie sich der Sohn selber wahrnehmen möchte und zweitens, welchen Anforderungen er sich durch seine Umgebung ausgesetzt fühlt. Der Psychologe Phillip George Zimbardo beschreibt das Ergebnis des Zusammenspiels von »sozialer Identität« und »sozialer Rolle« als »Selbstkonzept« des Individuums.⁶ Zimbardo versteht das Selbstkonzept als dynamische Komponente der Persönlichkeitsbildung, die sich in einer aktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt entwickelt. Die Besonderheit eines kindlichen Selbstkonzeptes besteht folglich darin, dass sich die Verbindung zwischen »sozialer Identität« und »sozialer Rolle« mit einem individuellen Reifeprozess überschneidet: dem des Erwachsenwerdens. In der folgenden Textanalyse werden die Mechanismen dieser Überschneidung im Kontext des zuvor beschriebenen Vater-Sohn-Konflikts anhand eines literarischen Beispiels untersucht, wobei folgende Fragestellungen im Mittelpunkt stehen: Worin besteht der Konflikt zwischen Vater und Sohn, inwiefern beeinflusst er die Entwicklung des kindlichen Selbstkonzeptes, und welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Unsicherheit und Ehrfurcht im Umgang mit dem Vater, Schuldgefühle und Fluchtphantasien, Scham und Angst: Hermann Hesses 1919 erschienene Erzählung *Kinderseele*⁷ beschreibt die Erinnerung an die Kindheit eines 41-jährigen, autobiographischen Erzählers

mit vorwiegend interner Fokalisierung. Innerhalb dieses Erinnerungsprozesses, der 30 Jahre zurück reicht, schildert der Erzähler eine Episode aus der eigenen Kindheit, in der er als elfjähriger Junge ohne Erlaubnis das Zimmer seines Vaters betritt und ein paar Feigenfrüchte daraus entwendet. Schwerer als die Tat an sich wiegt im Anschluss daran die Angst des Jungen, der sich in immer heftigeren Phantasien auszumalen beginnt, wie der Vater den Diebstahl bemerkt und den Jungen bestraft. Es sind jene Passagen der Reflexion des Erzählers, in denen sich Rache- und Schuldgefühle mit der Infragestellung der eigenen Identität überlagern. Der Vorgang wird schließlich vom Vater aufgedeckt und durch Stubenarrest geahndet. Die externe Bestrafung erscheint jedoch im Gegensatz zu den internen Momenten der Reue-, Schuld- und Angstgefühle als geradezu geringfügige Reaktion, sodass der Erzähler unter dem Eindruck der zuvor erlebten psychischen Qualen über den Vater resümiert: »Als ich im Bett lag, hatte ich die Gewißheit, daß er mir ganz und vollkommen verziehen habe – vollkommener als ich ihm.« (*Kinderseele*, 209). Die Erzählung thematisiert neben dem zentralen Konflikt zwischen Vater und Sohn vor allem die Entwicklungen innerhalb des Selbstkonzeptes des Sohnes, das vor allem vom Gefühl der eigenen Ohnmacht gegenüber der Allmacht der Vater-Figur belastet wird. Dabei tritt erschwerend hinzu, dass der Vater aus der Perspektive des Erzählers als autoritäres, strenges und dominantes Familienoberhaupt wahrgenommen wird. Erste Anzeichen dafür finden sich bereits in der Einleitungssequenz der Erzählung, in der sie mit Elementen der lokalen Deixis verknüpft werden:

Unser Vaterhaus, das groß und hell an einer hellen Straße lag, betrat man durch ein hohes Tor, und zugleich war man von Kühle, Dämmerung und steinern feuchter Luft umfungen. Eine hohe,



düstere Halle nahm einen schweigsam auf, der Boden von roten Sandsteinfließen führte leicht ansteigend gegen die Treppe, deren Beginn zuhinterst tief im Halbdunkel lag. Viele tausend Male bin ich durch dies hohe Tor eingegangen, und niemals hatte ich acht auf Tore und Flur, Fliesen und Treppe; dennoch war es immer ein Übergang in eine andere Welt, in »unsere« Welt. Die Halle roch nach Stein, sie war finster und hoch, hinten führte die Treppe aus der dunklen Kühle empor und zu Licht und hellem Behagen. Immer aber war erst die Halle und die ernste Dämmerung da: etwas von Vater, etwas von Würde und Macht, etwas von Strafe und schlechtem Gewissen. Tausendmal ging man lachend hindurch. Manchmal aber trat man herein und war sogleich erdrückt und zerkleinert, hatte Angst, suchte rasch die befreiende Treppe. (Kinderseele, 179)

In der Textpassage verweist die lokale Deixis auf zwei wesentliche Aspekte, deren Bedeutung sich im weiteren Verlauf der Erzählung erschließt: Zunächst bildet der Eintritt in das Haus durch das »hohe Tor« eine Grenze, die den in der Erzählung dargestellten Raum nach Jurij M. Lotman »in zwei disjunkte Teilräume« einteilt.⁸ Diese Teilräume können anhand einer Vielzahl von Oppositionspaaren (›Straße‹ vs. ›Haus‹, ›hell‹ vs. ›düster‹, ›außen‹ vs. ›innen‹) als topologische Räume bezeichnet werden, die sich gemäß Lotmans Argumentation mit semantischen Eigenschaften verbinden. Demnach werde das »räumliche Modell der Welt [...] zum organisierenden Element, um das herum sich auch die nichträumlichen Charakteristiken ordnen«.⁹ Die Besonderheit in *Kinderseele* besteht in diesem Zusammenhang darin, dass die Eigenschaften des Raumes bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt auf die für die Erzählung entscheidende Konfliktsituation zwischen dem Erzähler und dem Vater verweisen: Das Überschreiten der Grenze empfindet der Erzähler als »Übergang in eine andere Welt, in *unsere* Welt«. Die besondere Betonung des Possessivpronomens ›unsere‹ lenkt die Aufmerksamkeit auf die Konsequenz, die sich daraus für den Erzähler ergibt. Laut Lotmans Modell besteht für eine Figur beim Überschreiten einer räumlichen Grenze die Möglichkeit, in dem neuen, erreichten Raum aufzugehen und sich von einer »beweglichen in eine unbewegliche« Figur zu verwandeln.¹⁰ Die Figur des Erzählers würde nach diesem Schema in das eigene Haus der Familie, in das natürliche Umfeld, eintreten. Wenn das kollektive Konzept der ›Familie‹, das durch *unser* in Aussicht gestellt wird, für den Erzähler entscheidend wäre, bestünde allerdings kein Anlass dazu, die Grenzüberschreitung als solche derartig deutlich wahrzunehmen. Die zweite Möglichkeit besteht nach Lotman darin, dass die Figur nach der Grenzüberschreitung nicht in den Strukturen des neuen Raumes aufgehe und »beweglich« bleibe.¹¹ An dieser Stelle wird die Bedeutung der Vater-Figur aus Sicht des Erzählers transparent: Das Haus wird nur teilweise als »eigenes« Terrain, zum Teil aber auch als *fremde* Welt wahrgenommen, in der die Autorität des Vaters herrscht. Die semantische Opposition zwischen der Bewegung der Figur aus der Dunkelheit empor zu »Licht und hellem Behagen« steht unter dem ersten Eindruck der Dunkelheit, die mit dem Vater assoziiert wird. Die Angst des Erzählers erfährt nach der Gegenüberstellung der Hell-Dunkel-Metaphorik schließlich in den Begriffen ›Macht‹, ›Strafe‹ und ›schlechtes Gewissen‹ eine konkrete Ausdrucksform. Jeder einzelne Begriff impliziert die Diskrepanz zwischen Aktivität und Passivität – der Vater wird durch den Er-

zähler als Inhaber der Macht, als Quelle der Bestrafung und als Auslöser des schlechten Gewissens wahrgenommen. Die mit dem Vater assoziierte Allmachtsvorstellung tritt in deutliche Opposition zu dem »Gefühl der Ohnmacht und Verzweiflung, das uns sagt, daß die Zeit endlos sei, daß wir ewig und ewig klein und machtlos [...] bleiben« (Kinderseele, 180). Die eigene Ohnmacht erlebt der Erzähler allerdings nicht nur als wesentliche Abgrenzung zur Figur des Vaters, sondern auch als Defizienz gegenüber einem gleichaltrigen Freund, Oskar Weber:

Was mich zu ihm hinzog, war [...] eine gewisse Lebenskunst, eine gewisse freche Lebenskunst, ein dickes Fell gegen Gefahr und Demütigung, eine Vertrautheit mit den kleinen praktischen Angelegenheiten des Lebens [...]. Solche Knaben wie Weber [...], die standen anders in der Welt als ich; sie waren gleichsam erwachsener [...]. Sie lachten über Ausdrücke und Witze, die ich nicht verstand. Sie konnten überhaupt auf eine Weise lachen, die mir versagt war, auf eine dreckige und rohe, aber unleugbar erwachsene und »männliche« Weise. (Kinderseele, 181)

Der Erzähler fühlt sich demnach nicht nur von der ›männlichen‹ Welt des Vaters, sondern auch Webers ausgeschlossen. Das Bewusstsein der eigenen Defizienz, die »wilde Sehnsucht nach jener Welt« (Kinderseele, 180) mündet gegenüber dem Vater in das Gefühl der Angst und gegenüber Weber in den Wunsch, sich gemeinsam eine Pistole zu kaufen. Die aus der Sicht des Erzählers »massive Waffe mit zwei bläulichen Stahlrohren« stellt, vergleichbar mit dem bei Weber beobachteten Verhaltensmuster, ein Zeichen der Männlichkeit dar, durch das die Distanz nicht nur zu Weber, sondern auch zur Vater-Figur, abgebaut werden kann. Interessanterweise fällt der Entschluss zur Verringerung der gefühlten Ferne zur Quelle der Macht, der Erwachsenenwelt, auf eine Waffe und damit auf ein Instrument der Macht- und Gewaltausübung. Der Zusammenhang zwischen Gewalt, Männlichkeit und Machtausübung kennzeichnet das Verhältnis des Erzählers zu Autoritätspersonen sowohl in physischer als auch in psychischer Hinsicht. »Schläge in der Schule« (Kinderseele, 181), die zum »schweigenden und heldenhaften Ertragen aller Schmerzen und Demütigungen« (Kinderseele, 182) führen sollten, werden als Ausdruck der Autorität des Lehrers, Elemente der Bestrafung und Restriktion als Methoden der Dominanz des Vaters erlebt. Beiden Aspekten ist ein Kennzeichen gemein: Sie bringen das kindliche Selbstkonzept des Erzählers durch eine Überbetonung der Anforderungen unter Androhung von Strafen ins Ungleichgewicht. Das Ergebnis des Erlebens der eigenen Unzulänglichkeit fasst der Erzähler wie folgt zusammen:

Wenn ich alle die Gefühle und ihren qualvollen Widerstreit auf ein Grundgefühl zurückführen und mit einem einzigen Namen bezeichnen sollte, so wüßte ich kein anderes Wort als: Angst. Angst war es, Angst und Unsicherheit, was ich in allen jenen Stunden des gestörten Kinderglücks empfand: Angst vor Strafe, Angst vor dem eigenen Gewissen, Angst vor Regungen meiner Seele, die ich als verboten und verbrecherisch empfand. (Kinderseele, 184)

Das Angstgefühl vereint die Furcht vor Bestrafung und die Unsicherheit über die eigene Identität und lässt sich demnach als Pro-

dukt von patriarchalischer Dominanz und einem gestörten kindlichen Selbstkonzept beschreiben. Vor dem Hintergrund der immer heftigeren Angstgefühle wird die zentrale Sequenz in *Kinderseele* eingeleitet, in der der Erzähler in das Studierzimmer des Vaters eintritt und die Feigen an sich nimmt. Mit einer »Beklemmung im Unterleib, die bis zum Halse emporstieg und dort zum Würgen und zu Übelkeit wurde« nähert sich der Erzähler dem Zimmer, indem er die Treppe hinaufgeht. Die physiologischen Anzeichen deuten auf eine Konfliktsituation hin, der sich der Erzähler instinktiv bewusst wird: »Der Dämon schlich durchs Haus. Erbsünde nagte am Herzen, riesig und unsichtbar stand hinter jeder Wand ein Geist, ein Vater und Richter.« (Kinderseele, 184) Erneut wirkt die räumliche Deixis distinktiv zwischen dem Erdgeschoss, in dem »Mutter und Kind zu Hause waren« und dem Obergeschoss: »hier oben wohnten Macht und Geist, hier waren Gericht und Tempel und das Reich des Vaters.« Von diesem, so der Erzähler weiter, sei Trost »wertvoller«, denn er bedeute »einen Frieden mit dem richtenden Gewissen, eine Versöhnung und ein neues Bündnis mit den guten Mächten.« Die Schilderung des Vaters als Erlöser- und allmächtige Richter-Figur, dem der Erzähler sich in Geständnissen anvertraut, um sich danach »gut und rein« (Kinderseele, 185) zu fühlen, leitet eine Reihe religiöser Topoi ein, die die gesamte Erzählsequenz durchziehen. Albrecht Koschorke hat mit Bezug auf die homosoziale Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn auf die Nähe zur christlichen Ikonologie hingewiesen:

In der Literatur der Moderne um 1900 radikalisiert sich dieser Generationenkonflikt. [...] In diesem Rahmen tritt der Vater als Archetyp einer hinfällig gewordenen, aber in ihrem Niedergang umso repressiveren Ordnung auf. [...] Im Bild des Sohnes und seines Leidens an der feindseligen Väterwelt versammeln sich messianische Züge. Auf diesem Weg kommen immer mehr Bruchstücke der christlichen Familiengeschichte ins Spiel. Was deren Motivwelt [...] ein erstaunliches Beharrungsvermögen verleiht, ist die Tatsache, dass sie als Präfiguration eines Generationenkampfes unter Männern gelesen werden kann.¹²

Dieser Generationenkampf umfasst sowohl religiös konnotierte Tropen – wie etwa die Feigen als christlich-biblische Symbole – als auch eine Vielzahl polysemer Ausdrücke (»Vater«, »Geist« oder »erlösen«). Der Vater wird in diesem Zusammenhang für den Erzähler als immanente und transzendente Autorität bedeutsam. Zu dieser mehrdeutigen Lesart trägt auch bei, dass die Erzählung strikt zwischen dem »Reich des Vaters« und dem Rest des Hauses unterscheidet; eine Tatsache, die dazu führt, dass sich der Erzähler in der Eigenwahr-

nehmung als »Eindringling« (Kinderseele, 186) im Reich des Vaters erkennt. Die ambivalenten Gefühle des Jungen, die gegenüber der väterlichen Macht zwischen Bewunderung und Furcht schwanken, werden unter dem Eindruck der Sphäre der Privatheit hervorgehoben:

Ich atmete die väterliche Luft in dem kühlen, hellen Zimmer ein, und das Bild des Vaters stieg deutlich vor mir auf, Ehrfurcht und Auflehnung stritten in meinem beladenen Herzen. Für Augenblicke haßte ich ihn und erinnerte mich seiner mit Bosheit und Schadenfreude, wie er zuweilen an Kopfwehtagen still und flach auf seinem niederen Feldbett lag [...]. Ich ahnte wohl, daß auch er, der Gewaltige, kein leichtes Leben habe, daß auch ihm, dem Ehrwürdigen, Zweifel an sich selbst und Bangigkeit nicht unbekannt waren. (Kinderseele, 187)



Die in dem Textauszug hervorgehobenen Schlüsselaffecte gegenüber dem Vater, »Ehrfurcht« und »Auflehnung«, beschäftigen den Erzähler auch nach dem Diebstahl der Feigen. Nachdem er sich für die Auflehnung gegen die väterliche Autorität entschieden hatte, folgen Zweifel an der möglichen Entdeckung der Tat: »Hatte ich oben die Schlafzimmertür auch zugemacht? Und die Schublade?« (Kinderseele, 188) und erste aufkeimende Schuld- und Reuegefühle: »Nun war das Elend da. Ich hätte mir die Hand abhauen lassen, wenn dafür die Feigen wieder oben in der Kommode gelegen hätten.« (Kinderseele, 188 f.). Die Angst wird zunehmend existenziell: »Es war überhaupt besser, tot zu sein, als zu leben. Es war ja alles so falsch und häßlich.« (Kinderseele, 189), sie äußert sich in Rache- und Gewaltphantasien:

Eines Tages, an gerade so einem Tag wie heute, würde ich vollends im Bösen untergehen, ich würde in Trotz und Wut und wegen der sinnlosen Unerträglichkeit dieses Lebens etwas Gräßliches und Entscheidendes tun, etwas Gräßliches, aber Befreiendes, das der Angst und Quälerei ein Ende machte, für immer. [...] Manchmal war es mir so, als würde ich unser Haus anzünden: ungeheure Flammen schlugen mit Flügeln durch

die Nacht, Häuser und Gassen wurden vom Brand ergriffen, die ganze Stadt loderte riesig gegen den schwarzen Himmel. Oder zu andern Zeiten war das Verbrechen meiner Träume eine Rache an meinem Vater, ein Mord und grausiger Totschlag. (Kinderseele, 190 f.)

Den zuvor durchlittenen Ohnmachtsphantasien versucht der Erzähler nun mittels Allmachtsphantasien entgegenzuwirken, deren Standhaftigkeit jedoch alsbald revidiert werden: »Sofort aber kehrten die Zweifel wieder. Würde ich nicht schwach werden, würde mich einschüchtern lassen, würde doch nachgeben?«, wobei deutlich wird, dass die Infragestellung des eigenen Handlungsspielraumes teilweise aus dem Ungleichgewicht des Selbstkonzeptes, teilweise jedoch auch aus Angst vor einer dominanten externen Kraft resultiert. Die Unsicherheit, dem Richtspruch des

Vater als barmherzige Autorität erlebt hatte. Dieses Bewusstsein dominiert in der aufgewühlten Situation gegenüber der Ehrfurcht und ruft Schuldvorwürfe und Gewaltphantasien gegen sich selber hervor. Die Gewaltbereitschaft projiziert der Erzähler danach jedoch auf den gleichaltrigen Weber: »Und alles, was ich gegen mich selber an Wut und Verachtung empfand, kehrte sich gegen den unseligen Weber.« (Kinderseele, 197 f.) Dennoch stellt auch die Rauferei mit Weber nur ein temporäres Ventil der Angstaffekte des Erzählers dar, da sie keine Lösung für die Unsicherheit des Erzählers (›Ich war Dieb, ich war Verbrecher‹ (Kinderseele, 199)) bieten kann. Dazu trägt auch die abwartende Haltung des Vaters bei. Wenn der Erzähler sein Heil zunächst in Flucht- und Ersatzhandlungen sucht, so scheint dieses Verhalten zunächst zum Erfolg zu führen. Dem widerspricht jedoch die Erwartungshaltung des Erzählers:



Und nun überkam mich ein furchtbares Gefühl von Enttäuschung. [...] Ich war auf alles gefaßt, zu allem bereit gewesen. Mochte ich schwer gestraft, geschlagen und eingesperrt werden! Mochte er mich verfluchen und verstoßen! Wenn nur die Angst und Spannung ein Ende nahmen! (Kinderseele, 200)

Diese Reflexion führt zu einem gesteigerten Wunsch nach Frömmigkeit, zu einer gleichsam kathartischen Neudefinition des Selbstkonzeptes: »[...] dann wollte ich Gott danken und mich würdig zeigen, daß ich [...] ganz rein und fleckenlos lebte!« (Kinderseele, 201) Für einen Moment stellt Hesse diese Option für seinen Erzähler in Aussicht, um sie jedoch kurz darauf endgültig zu verwerfen: Der Vater stellt den Sohn zur Rede, und plötzlich fühlt sich der Erzähler in seinen zuvor ausgeschmückten Schuldgefühlen demaskiert, indem er widerrufen feststellt: »Jetzt war ich auf nichts vorbereitet, hatte nichts bereit, nicht einmal Reue und Schuldgefühl.« (Kinderseele, 204)

Vaters widerstehen zu können, mündet in der Phantasie des Erzählers in einen Kampf mit Gott, dem »ewigen Richter«: »Hin und her gingen meine Phantasien, ließen bald mich, bald Gott gewinnen.« (Kinderseele, 192). In der Analogie der Vater-Figur zu einer transzendenten Autorität wird der Verstoß gegen die immanenten Regeln zugleich als ›Sakrileg‹ gedeutet: »Wer gegen den Vater [...] aufbegehrt, verstößt gegen die göttliche Ordnung als Ganze« (Kinderseele, 154). Die innere Auseinandersetzung und die damit verbundenen Qualen übersteigen das Vorstellungsvermögen des Erzählers, sodass er sich in panischen Fluchtphantasien verliert, die jedoch auf seine Angst wie ein Katalysator wirken, da sie ihm in der Erinnerung die Diskrepanz zwischen der eigenen (unschuldigen) Vergangenheit und der (schuldbehafteten) Gegenwart vor Augen führen. In diesem Zusammenhang bildet die auf die Zeit vor dem Diebstahl bezogene rhetorische Frage: »War das ich gewesen?« (Kinderseele, 194) einen Höhepunkt der Zweifel, an dem beide Parameter des Selbstkonzeptes, die ›Identität‹ und die ›Rolle‹, in Frage gestellt werden. Dem tritt verstärkend hinzu, dass sich der Erzähler gerade im Moment des Zweifels und der Reue an seiner Tat an eine frühere Episode erinnert, in der er den

christlicher Topoi wie Buße, Reue und Demut aus der Perspektive eines Kindes interessant: Das individuelle Schuldbewusstsein bleibt dem Logos verhaftet, es findet nur einen unvollständigen Zugang zum kindlichen Selbstkonzept des Erzählers. Auf der Textebene wird das umso deutlicher, als Hesse den Erzähler das Schuldbekenntnis erstens durch eine weitere ›Sünde‹, eine Lüge, und zweitens in direktem Anschluss an den sonntäglichen Besuch der Heiligen Messe widerrufen lässt. Durch den Versuch, den Vater zu belügen, manövriert sich der Erzähler in eine argumentative Sackgasse. Je kreativer er lügt, desto präziser fällt die Reaktion des Vaters aus. Dadurch entsteht ein komplexes Spiel von Lüge und Probe: Fast scheint es, als treibe der Vater den Sohn zu immer kühneren Ausflüchten an, ohne ihn vorerst zu entlarven. Als das Geständnis schließlich unausweichlich wird, führt die Offenbarung der Schuld zunächst zu Schamgefühl, das sich aber darauf hin zu einem gefühlten Triumph gegen den Vater entwickelt. Der Grund dafür liegt nicht etwa in einer Phase der Schwäche des bis dato als übermächtig empfundenen Vaters. Es ist vielmehr der Erzähler, der sich selber als »nüchterner« erlebt und »riesenstarke Widerstände« gegen den Vater verspürt. Diese Tatsache basiert

auf der Erkenntnis, dass der Diebstahl nicht in böser Absicht, sondern vielmehr aus dem Wunsch, des Vaters »Geheimnisse (zu) belauschen, etwas über ihn (zu) erfahren«, resultierte.¹³ Die Emanzipation des Erzählers geht mit einer in Aussicht gestellten Konfliktkonstellation gegen den Vater einher: »Als ich im Bette lag, hatte ich die Gewißheit, daß er mir ganz und vollkommen verziehen habe – vollkommener als ich ihm.« (Kinderseele, 208). Die darin angedeutete ›Rebellion‹ wird in diesem Zusammenhang auch durch die Polyvalenz der Strafe deutlich: Der Erzähler soll »den Sonntagnachmittag in der Dachkammer eingesperrt« werden. Die vermeintliche Strafe wird jedoch nicht länger als Ausdruck patriarchalischer Dominanz erlebt. Die Entwicklung des Erzählers zu einer von patriarchalischen Zwängen zunehmend emanzipierten Figur ermöglicht es ihm, das Sanktionselement zu den eigenen Zwecken zu instrumentalisieren: Die Lektüre verbotener Bücher in der Dachkammer, von denen »einige keineswegs für Kinder bestimmt waren« (Kinderseele, 209).

Aufgrund der Untersuchung lässt sich schlussfolgern, dass Hesses Erzählung *Kinderseele* ein subtiles Bild eines kindlichen Selbst-

konzeptes entwirft, das sich in einer zweifachen Krisensituation befindet: Zum einen betrifft diese Krise intrinsische Motive der Selbstfindung, die sich aus dem Prozess des Erwachsenwerdens herleiten. Binnengeschlechtliche Vergleiche mit Gleichaltrigen, eine gefühlte Unendlichkeit der Kindheit und die damit verbundene Sehnsucht nach Teilnahme an der Welt der Erwachsenen gehören diesem Problemkreis an. Zum anderen betrifft die Krisensituation jedoch auch die beginnende Rivalität mit dem Vater, die – obwohl sie anfangs noch aus Ehrfurcht vermieden wird – mit dem Diebstahl der Feigen konkrete Züge annimmt. Beide Krisensituationen fordern das kindliche Selbstkonzept der Erzähler-Figur heraus und leiten verschiedene metareflexive Passagen ein, in denen Reue und Wut sowie Passivität und Aktivität miteinander in Konkurrenz treten. Hesses Erzählung ist in diesem Zusammenhang beispielhaft für den Vater-Sohn-Konflikt in der Literatur um 1920. Sie unterscheidet sich jedoch von anderen literarischen Texten insofern, als die Figur des Sohnes durchaus gestärkt aus dem Konflikt hervorgeht, womit Hesse eine Auflehnung gegen die väterliche Autorität in Aussicht stellt, gegen eine Autorität, die in *Kinderseele* sukzessive entmystifiziert wird.

MARTIN BLAWID: geboren 1979, Lehramtsstudium für Gymnasien an der Universität Leipzig, 2009 Promotion an der Universität Leipzig über »›Dieser männliche Mut...‹. Literarische Männlichkeitsentwürfe in deutschen und italienischen Dramentexten des 18. Jahrhunderts bei Lessing, Goethe, Schiller und Mozart/Da Ponte«. Zur Zeit wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Philologischen Fakultät der Universität Leipzig.

¹ Kanz, Christine: Die literarische Moderne (1890-1920). In: Beutin, Wolfgang u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart/Weimar 2008. S. 342-386, hier S. 355.

² Ebd., S. 356.

³ Ebd., S. 356 sowie S. 363.

⁴ Vgl. Fähnders, Walter: Avantgarde und Moderne. 1890-1933. Stuttgart/Weimar 1998. S. 130; Kanz, Christine: Moderne [wie Anm. 1]. S. 369 sowie Koschorke, Albrecht: Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch. Frankfurt a. M. 2000. S. 206.

⁵ Kanz, Christine: Moderne [wie Anm. 1]. S. 369.

⁶ Zimbardo, Philip G.; Gerrig, Richard J.: Psychologie. München u.a. 2008. S. 531-532 sowie Laskowski, Annemarie: Was den Menschen antreibt. Entstehung und Beeinflussung des Selbstkonzeptes. Frankfurt am Main/New York 2000. S. 19-21.

⁷ Hesse, Hermann: Kinderseele. In: Hermann Hesse Sämtliche Werke. Hrsg. v. Volker Michels. Band 8. Die Erzählungen, 1911-1954. Frankfurt am Main 2001. S. 179-209, hier: S. 209. – Im Folgenden zitiert als *Kinderseele*.

⁸ Vgl. Lotman, Jurij M.: Die Struktur literarischer Texte. München 1993. S. 327.

⁹ Ebd., S. 316.

¹⁰ Vgl. Lotman, Jurij M.: Struktur [wie Anm. 8]. S. 342 f.

¹¹ Ebd.

¹² Koschorke, Heilige Familie [wie Anm. 4]. S. 206-207.

¹³ Ebd.